

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

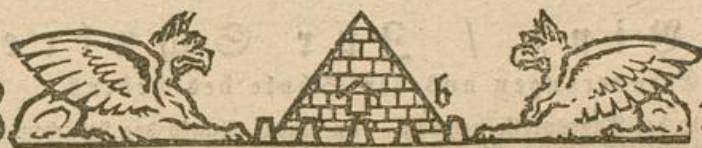
Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Karlsruher Tagblatt. 1843-1937 1921

10.7.1921 (No. 28)

Die Pyramide Wochenschrift zum Karlsruher Tagblatt

10. Jahrg. No 28



10. Juli 1921

Paul Lumpy / Kunst und Technik.

Kunst und Technik sind, äußerlich betrachtet, zwei Dinge, die überhaupt keine Beziehungen zueinander haben. Denn die reine Kunst ist um ihrer selbst willen, die Technik ihrem jeweiligen Zweck entsprechend. Darum lehnen die meisten ohne weiteres ab, daß Kunst und Technik überhaupt etwas miteinander zu tun haben. Daß aber in der Tat ein Zusammenhang, ein Zueinandergreifen, ein Uebergang von der einen in die andere besteht, werde ich im wesentlichen darzustellen versuchen. (Den Begriff „ästhetisch“ werde ich vermeiden, weil dieser Begriff wegen seiner Relativität nicht als Maß dienen kann.)

Um diese beiden Begriffe überhaupt vergleichen zu können, ist vor allem eine Umgrenzung des Begriffes Kunst nötig. Ich glaube, der Grundgedanke aller Definitionen ist: Kunst ist die Wiedergabe des tiefen, empfindsamen Erlebens einer großen Seele mittels der Materie.

Dies, in kurzem an den verschiedenen Gebieten der Kunst erläutert, wird die Zusammenhänge zwischen Kunst und Technik erklären lassen.

Ohne Zweifel ist die Musik die reinsten der Künste, einmal da sie die Schwingungen der Seele am reinsten, tiefsten und unmittelbar wiederzugeben vermag, da auch die Schwierigkeiten der Materie am leichtesten zu überwinden sind, d. h. mit geringen Mitteln, besonders der Technik, diese Empfindungen wiederzugeben sind, zum zweiten, da sie ganz um ihrer selbst willen weht und lebt und wird.

Schwieriger gestaltet sich schon die Poesie, und zwar wegen der Sprödigkeit des Stoffes, des Wortes. All unsere Empfindungen müssen wir erst in Formen geben, in Begriffe fassen, ehe wir sie weiter vermitteln können, und dann erst können wir diese Formen zu Mosaiken zusammenlegen, hier Steine einfügend zu Gemäßen und Gesetzen, da sie beschneidend und rüchend. Und diese zuleht fügen wir zu großen Bildern, zu Handlungen, Geschehnissen, Erlebnissen. Hier tritt bereits etwas Neues auf, die Poesie ist nicht immer um ihrer selbst willen da, man spricht von didaktischen Zwecken, die sie verfolgen. Freilich der Dichter bildet nicht um des Zweckes selbst willen, er bildet, weil es aus ihm herauswächst, verbindet damit aber oft den Zweck der Belehrung, d. h. in dieser Weise der Einwirkung auf den Hörer.

Weit schwieriger arbeiten bereits Malerei und Bildhauerei. Sie vermögen ihre Empfindungen nicht mehr durch allgemein gültige Begriffe auszudrücken, sie müssen zur Allegorie und zum Symbol greifen, angefangen bei der rein allegorischen Darstellung eines abstrakten Begriffes bis zur Wiedergabe einer Empfindung, eingeflüßt und aufgedrückt einem Gegenstand unserer umgebenden Natur. Die reine Kunst ist hier wiederum ihrer selbst willen, sie entlehnt zwar das Ausdrucksmittel der Natur, aber sie kombiniert und variiert es nach der seelischen und individuellen Gestaltung der einzelnen Seele. Doch ein anderer großer Teil der Malerei und Bildhauerei schafft um des Zweckes willen, wir bedienen uns der Malerei und

Bildhauerei, um Farben und Formen festzuhalten, wobei wir jedoch der wahren Kunst keineswegs vergessen, d. h. unser persönliches Erleben dabei hineinwirken.

Nein dem Zweck ist die nächste Gattung der Kunst entsprungen, die Architektur. Hier gibt es selten reine Kunst, die etwa um ihrer selbst willen vorhanden wäre, nein, sie schafft dem Menschen und seinen Bedürfnissen Raum und heimische Unterkunft, verbindet aber dem Zweckmäßigen das Künstlerische. Was ist es hier nun, was das Zweckmäßige zur Kunst erheben kann? Es ist in der Tat weiter nichts als der allgemeine Inhalt der Kunst das tiefe Erleben und Empfinden, das sich für den einzelnen Fall zu einem Grund- und Leitgedanken verdichtet. Zur Erläuterung diene etwa dies: der Baukünstler, der an den Bau eines Gotteshauses heranschreitet, ist durchdrungen von der Erhabenheit des Ortes, den er schaffen soll. Das Erleben und lebhaftes Empfinden dieser Erhabenheit wird zum Leitmotiv für den ganzen Bau. (Ich denke an die Baukünstler der Gotik, die uns die herrlichsten Werke deutscher Baukunst geschaffen haben; vielleicht ist die Ursache des Fehlens künstlerisch großer Werke in unserer Zeit gerade dem Mangel an tieferem Empfinden und des entsprechenden Leitgedankens zuzuschreiben.) Er läßt den Bau emporklimmen zum Himmel, eine jede Linie führt dahin, dahin, wo seine ganze Seele sich frei emporschwingen möchte zum Licht, zur Wahrheit, zu Gott. Drinnen, das Innere des Domes wird zum Heiligum, zur Schatzkammer, zur Königskammer. Er hält alles Grelle und Hässliche draußen, er läßt den Vetter durch das allegorische Bild, das sonst abgetönte Licht, die Weihe und Stille, die Höhe und Weite des Ortes, all sein Empfinden der Erhabenheit, seines tiefen Erlebnisses, nach- und immer wieder empfinden. Schon ehe er sein Werk formt, erlebt und fühlt er es, es nimmt Formen an vor seinen geistigen Augen, wird lebend, und sein ganzer schöngeistiger Sinn durchweht und vergeistigt den ragenden Stein. Nun sieht er keine Schwierigkeiten mehr, er vergißt sein eigen Wohl, bis er das Werk, das Erlebnis seiner Seele, vor seinen Augen verwirklicht sieht. So schafft der wahre Künstler.

Betrachten wir demgegenüber den Ingenieur. Arbeitet der vielleicht anders? Gibt es nicht so viele Männer, die ihr ganzes Dasein einer Idee geweiht haben, die sie empfunden und tausendmal erlebt, der sie gefolgt sind bis in den Tod, Ideen, welche die Bewunderung, das Staunen der ganzen Menschheit erregt und für sich gewonnen haben, von Männern, denen man gehuldigt, mehr als manchen Künstlern der Musik, Malerei, Baukunst? Sehen wir Otto Lilienthal und seine Gefolgsmänner, die den Vögeln den Flug abgelauscht und in ihren Gebilden nachgeahmt und die Lüfte durchheilt in tausendem Fluge, die eine Jahrtausende alte Sehnsucht der Menschheit erfüllen durften, durchdrungen von einer Idee, die schon unzählige Male ihren Ausdruck fand in der Malerei, Poesie, Bildhauerei von den Urvätern der Griechen bis zur heutigen

Zeit und bei allen Völkern. Oder sehen wir den Mann, der die Erde mit fliegenden Rossen durchmisst, wie sie ihm in der Seele wachsen und er sie aus Stahl und Eisen fertigt und heißen Odem ihnen eingibt, oder der die Meere zur länderverbindenden Brücke macht, oder auch den, der dem Himmel den Blick enttreibt und der Menschheit dienstbar macht. Herrscht in diesen Männern nicht ein tiefes Erleben, das sie auswirken müssen, läßt ihre Seelengröße sie nicht Arbeit, Mühe, Not und Tod vergessen, ehe sie sich wiedergegeben haben in ihren Werken? Und doch, ihre Gebilde geben den Schöpfer nicht wieder, nicht gebührt ihnen das Prädikat Kunst. Betrachten wir jene Werke der reinen Künste, sie tragen alle das Gepräge des Individuums, das sie schuf, den Schöpfergeist, den es hineinwirkte, die subjektive Wiedergabe. Das allein ist der Faktor, dessen die Werke der Technik entbehren und darum sie nicht Werke der Kunst sein können. Wohl beherrscht die Schöpfungen der Technik oft eine hohe Idee, ein wesentlicher Grundgedanke, gar oft von wilder Wucht und Geistesgröße, aber die Formen der Gebilde werden geboten von den Gesetzen der Natur, die zu erfüllen sie geschaffen sind und denen allein sie gehorchen. Sie sind dem Zweck geworden, zwar wie manche Gebilde der Künste, doch hier herrschen die Gesetze der Statik, der Dynamik, der Festigkeit und nicht zum mindesten der Dekonomie. Ebenso unsinnig wie es auch z. B. vom Baumeister finden, Säulen und Tragbogen hinzustellen, wo nichts zu tragen ist, ebenso in der

Technik architektonischen Schmuck anzubringen, der dem Zweck des Ganzen widerspricht oder wenigstens hinderlich ist. Darum verurteilen wir auch die Geschmacklosigkeiten einer Zeit, da man die Maschinen mit architektonischen Bierereien versehen zu müssen glaubte. Denn allen Menschen ist von Natur ein Sinn für Mechanik und Dekonomie eingegeben und anerzogen, wie ja auch gewiß das praktisch-ökonomische Verständnis mit einem ganzen Volke wächst, woher wir unser Zeitalter das materialistische nennen. Und nur aus diesem praktisch-ökonomischen Sinn kommt es dann, daß wir die eine Maschine mit „schön“ bezeichnen, eine andere weniger schön, eben weil uns ihre Formen zwar nicht künstlerisch, sondern nur harmonischer, praktischer oder auch ihrem Grundgedanken und seinen Forderungen entsprechender scheinen.

Wir finden zwar Werke des Ingenieurs, die auch auf Kunst Anspruch machen dürfen. Betrachten wir z. B. die Brücken vom Altertum bis zur neuesten Zeit, finden wir allenthalben wahre Kunstwerke darunter. Auch anderwärts bietet sich Raum dem Ingenieur, sich künstlerisch zu betätigen, speziell wo sein Arbeitsfeld an das des Architekten stößt, beispielsweise beim Bau von Bahnhöfen, Türmen, Hallen, Fabriken und dergl. Allgemein fassen wir deshalb unseren Schluß dahin: „Die Werke der Technik können dann nur Kunstwerke sein, wenn aus ihnen neben einem großen Grundgedanken das individuelle Gepräge eines schönen Geistes zu uns spricht.“

Gustav Binz / Zur Schulreform.

Erinnerungen aus der Schule des Lebens.

In den Fachzeitungen, wie auch in der Tagespresse nehmen zurzeit die Schulreformfragen einen breiten Raum ein. Auf der ganzen Linie unseres Unterrichtswesens ist der Kampf der Geister um die dem Kulturfortschritt förderlichste Lösung des Erziehungsproblems entbrannt. Ohne uns überheblich zu berühren, dürfen wir Deutsche wohl das Zeugnis beanspruchen, daß wir die Aufgabe des Staates, durch organisatorische Maßnahmen der Gesamtheit des Volkes die Ausbildung der geistigen und sittlichen Kräfte des heranwachsenden Geschlechts zu vermitteln und zu sichern, frühzeitig als solche erkannt haben und daß auf diesem Gebiete staatlicher Kulturarbeit in deutschen Ländern auch schätzenswerte Erfolge verzeichnet werden können. Wir möchten es auch als günstige Vorbedeutung für die Zukunft unseres Volkes hinnehmen, daß unter den harten materiellen Drangsalen der düstern Gegenwart die Empfänglichkeit für die geistigen Interessen in der Nation lebendig geblieben ist und neue kräftige Antriebe erhalten hat.

Aber freilich, die Meinungen über Mittel und Wege zu dem erstrebten Ziele gehen weit auseinander, ihre Zahl und Variationen sind bald kaum mehr übersehbar und die Zersplitterung bis ins Kleinste scheint wie so oft die klare und gesunde Auswirkung des neuen Guten zu gefährden. Aus der Erfahrungsschule des Lebens möchten diese Zeilen mit einem bescheidenen Beitrag der Sache dienen.

Das Dichterwort: „Ungleich verteilt sind des Lebens Güter unter der Menschen flücht'gem Geschlecht“ trifft bekanntlich auch für die geistigen Güter, die Begabung der Menschenkinder, zu. Dem höchsten Grad geistiger Veranlagung, was wir mit „genial“ zu bezeichnen pflegen, stehen auf der äußersten entgegengesetzten Seite die bedauernden „schwachsinnigen“ Individuen gegenüber. Die breiteste Mitte aber bilden die gut, mittel und gering Begabten. Meist ist es nicht leicht, über Art und Grad der Begabung eines Kindes zutreffend zu urteilen. Selbst erfahrenen Schulmännern begegneten schon irrtümliche Bewertungen, von Schülern, die später — bekannte Beispiele bezeugen es — der Stolz der Nation geworden sind: Die Entwicklung der Geisteskräfte der Menschenkinder vollzieht sich eben selbst unter sonst gleichen Verhältnissen individuell sehr verschieden, nicht nur nach Art und Stärke, sondern auch zeitlich. Nicht selten kann man hierbei Ueberraschungen erleben: ein lange Zeit anscheinend gering begabter Schüler beginnt nach und nach geistig zu erstarren und entfaltet schließlich Fähigkeiten, die ihn in die Reihe der Besten stellen. Aber auch den umgekehrten Fall haben wir mehr als einmal erlebt: ein sichtlich glänzend Begabter, der es in leichtem Lernen und Erfassen den Besten gleichtat, erlahmte später und versagte vollends in der Praxis des Lebens. Aber gesetzt auch, es gäbe einen zuverlässigen Maßstab, um die Begabung eines im Entwicklungsstadium stehenden Menschen richtig zu bestimmen, wäre damit für das Unterrichtsziel Entscheidendes gewonnen? **N i c h t e n !**

Wenn sich mit der Begabung nicht nachhaltige Willensenergie, die sittliche Kraft ernst, verantwortungsbewußten Strebens verbindet, bleibt alle Mühe und Kunst der Schule vergeblich. Ja, manchmal scheitert gerade der Begabte, weil er fast mühelos zu lernen und zu begreifen gewöhnt ist,

an einem Manko der sittlichen Kräfte. Diese zu stärken und zu festigen, das Gefühl der Verantwortlichkeit vor Gott und den Menschen und sich selbst zu wecken und zu beleben, muß die Schule gleichermaßen als ihre Aufgabe betrachten wie die Mehrung der Kenntnisse, die Ausbildung der Verstandeskräfte.

Deshalb scheint uns auch der Gedanke verfehlt, die Schule der Lernenden in solche für Begabte und solche für die „Anderen“ zu zerlegen. Beide vereinigt, können manches zu ihrer gegenseitigen geistigen Förderung voneinander lernen: der Begabte, daß der Andere mit rastlosem Fleiß vielleicht mehr leistet wie er, der weniger Begabte eben die Aufmunterung, die Unterschiede der Begabung durch doppelte Energie der Arbeit auszugleichen. Dagegen birgt die Sondernung in mehrere Klassen nach der Verschiedenheit der Begabung nicht leicht zu nehmende Gefahren in sich. Die Klasse der Auserwählten wird der Versuchung unterliegen, mit Geringschätzung auf die anderen herabzusehen und diese würden wohl dem Schicksal nicht entgehen, nach Schülerart mit dem Stigma „Insassen der Simpelsschule“ gekennzeichnet zu werden.

Freilich versprechen sich die Befürworter des hier abgelehnten Gedankens von dessen Verwirklichung erhebliche Vorteile. Einerseits für die Begabten rascheres, durch das Schwergewicht der anderen nicht gehemmtes Fortschreiten zum Unterrichtsziele, andererseits für die weniger Begabten eine ihrer Veranlagung besser angepasste Unterrichtsmethode und in Verbindung damit ein weniger weit gestrecktes Unterrichtsziel.

Allein abgesehen von der Schwierigkeit der Begabtenauslese — übrigens würden dabei wohl auch die Eltern ein Wort mitsprechen wollen! — und auch abgesehen davon, daß Begabung allein noch keineswegs für die Dualität des Schülers ausschlaggebend ist — wir werfen an diesem Punkte ganz allgemein die Frage auf: worin besteht die Wesenheit der Aufgabe unserer Volks- und Mittelschule? In der Beantwortung dieser Hauptfrage begegnen wir wiederum zwei verschiedenen Grundanschauungen. Die eine will von vornherein die Schule und den Unterricht unmittelbar auf die praktischen Erfordernisse des künftigen Lebensberufs einstellen, unter Ablehnung der sog. „Allgemeinen Bildung“, welche den jungen Menschen lediglich mit unnützem Wissensballast beschwere. Dieser Auffassung setzen alle diejenigen lebhaften Widerspruch entgegen, welche mit dem Verfasser der Meinung sind, daß bei jedem Lebensberufe eine entsprechende Stufe von allgemeiner Bildung die Grundlage der fachmännischen Spezialausbildung abzugeben habe, eine Grundlage, der niemand entraten kann ohne Gefahr zu laufen, sich von seinen Mitmenschen anderer Berufsstände kulturell mehr oder minder zu isolieren. Wohl vermittelt die Erziehung zur allgemeinen Bildung Kenntnisse und Fähigkeiten, die bei der Berufsarbeit nicht immer unmittelbar verwertbar zu sein scheinen. Aber das ist auch nicht ihr Zweck, der vielmehr allgemein darauf gerichtet ist, die Verstandeskräfte des Schülers zu stärken, ihm klares logisches Denken zu eigen zu machen, seinen Sinn für das Wahre und Schöne, für Menschenwürde und Menschenpflichten, für Vaterland und Heimat zu einem kraftvollen Lebenselement zu entwickeln. All dies kommt gewiß jedem zugut, welchem Berufsstand immer er angehören mag.

Unberechtigt scheinen uns daher die nicht selten vernehmbaren Klagen z. B. von Juristen, daß sie am Gymnasium mit Mathematik geplagt worden seien, wo doch die Kenntnis der Elemente des Rechnens für ihren Berufsbedarf ausreichen (?). Oder die Klage des Technikers, der unmutig an die vermeintlich verlorene Zeit zurückdenkt, in der lateinischer Stil und griechische Verklehre sein Haupt beschwerten. Beide verkennen, der Jurist, daß Mathematik, der Techniker, daß fremde Sprachen, vor allem die hochentwickelten, zur vollen Klarheit und Schönheit in sich abgeschlossenen Sprachen des klassischen Altertums, die uns zugleich den Einblick in eine Kulturepoche von wunderbarer Vollkommenheit eröffnen — beide verkennen, daß das eine wie das andere in jedem Betracht zu den hervorragendsten Bildungsmitteln gehören. Der Befähigungsfond, den der Techniker und den der Jurist in seinen Beruf mitbringt, wird wohl allemal zu einem ansehnlichen Teile von jenen Quellen gespeist worden sein, aus denen beide im mathematischen und sprachlichen Unterricht, wenn auch vielleicht widerwillig, getrunken hatten.

Aber freilich, Stückwerk ist und bleibt all unser Wissen. „Das Unzulängliche“ wird in dieser unvollkommenen Welt immer wieder Ereignis. Jede neue Erkenntnis, die uns Forschung und Wissenschaft erschließen, läßt wieder neue Probleme auftauchen und die Lösung des die Menschenkinder persönlich berührenden Weltenrätsels „woher kommen wir, wohin gehen wir?“ scheint der Wissenschaft für immer versagt zu sein. Von „abgeschlossener Bildung“ eines Menschen — ein oft gehörter Ausdruck — kann also überall nur in sehr relativem Sinne gesprochen werden. „Man lernt nie aus“, ist ein bekanntes wahres Alltagswort. „Ich weiß, daß ich nichts weiß“, klagt resigniert bescheiden der größte Philosoph der Alten. Wissens- und Könnensdünkel, der sich einbildet, „fertig“ zu sein, ist ein besonders gefährlicher Schädling am geistigen Wachstum der der Schule entwachsenen Jugend. Eine ins äußerste Extrem verstiegene Abart jenes Dünkels ist der Fanatismus, mit dem, wie in der Regel auch mit dem Wissensdünkel selbst immer geistige Beschränktheit verbunden ist.

Umstritten ist die Bewertung der Religion für die staatliche Schule. Aber ungeachtet aller von Zeit zu Zeit wiederkehrenden Anfechtung halten die weitesten Kreise unseres Volkes unentwegt an der Forderung fest — nach des Verfassers Ansicht mit vollem Recht — daß in der grundlegenden Volksschule der Religion ein erster Platz unter den Unterrichtsfächern einzuräumen sei. Hier handelt es sich um ideales höchstes Gut der Menschenseele, dessen Auswirkung das wahre Glück des

Menschenaseins auf dieser Erde und über diese Zeitlichkeit hinaus entscheidend bestimmt.

Indes läßt sich nicht verkennen, daß aus der Einbeziehung des Religionsunterrichts in den Lehrplan der Staatsschule sich eigenartige Verhältnisse und Schwierigkeiten ergaben. Da Religion nicht lediglich ein Wissen zum Gegenstand hat, sondern zugleich und ihrem Wesen nach Glaubens- und Gewissenssache ist, so darf auf sie nicht wie bei den weltlichen Unterrichtsfächern Schulzwang Anwendung finden. Aus dem vom modernen Staat anerkannten Grundgesetz der Glaubens- und Gewissensfreiheit ergibt sich vielmehr seine Verpflichtung, die religiöse Unterweisung der Kinder der freien verantwortlichen Entscheidung der Eltern zu überlassen. Die Spaltung unseres Volkes in eine Mehrzahl religiöser Bekenntnisgemeinschaften (Kirchen) hat es vollends dem Staate unmöglich gemacht, von sich aus den Religionsunterricht auf einer seinem Inhalte nach einheitlichen Grundlage aufzubauen.

So gelangte denn die badische Schulgesetzgebung schließlich in dem grundlegenden Gesetz vom 18. September 1876 zu der Regelung, welche heute noch Rechtens ist und in ihrem wesentlichen Inhalt einer Anfechtung seitens der politischen Parteien in Baden nicht mehr begegnet. An die Stelle der bis dahin bestandenen Trennung der Volksschule nach Konfessionen ist die Gemeinschaftsschule (Simultanschule) getreten. Der Religionsunterricht ist als obligatorischer Unterrichtsgegenstand in den Lehrplan aufgenommen, der Unterricht selbst aber wird im Auftrag der Bekenntnisgemeinschaften (Kirchen) erteilt, der die Kinder nach Bestimmung der Erziehungsberechtigten angehören.

Es wird ohne weiteres zuzugeben sein, daß der Grundgedanke der Simultanschule, in der heranwachsenden Jugend das Gefühl der nationalen und sozialen Zusammengehörigkeit ohne Unterschied der Konfession zu beleben und zu festigen, durch die jedesmalige Sondernung der Bekenntnisse für die Religionsstunde einen bedenklichen Stoß erleiden kann. Insofern entspricht die Simultanschule dem Ideal ihrer Freunde nicht. Auch können die Erfahrungen seit Einführung derselben leider nicht zum Beweis dafür angeführt werden, daß die Hoffnung des Gesetzgebers auf Milderung der konfessionellen Gegensätze in Erfüllung gegangen sei. Immerhin liegen auch keine schlüssigen Tatsachen für eine gegenteilige Wirkung des Gesetzes vor. Jedenfalls aber darf gesagt werden, daß dasselbe bei gutem Willen auf Seiten aller Beteiligten die Gewähr zu bieten vermag für eine religiös-sittliche Erziehung der Jugend.

Bertha Henrich / Gestaltung und Besuch der Lustbarkeiten der Stadt Karlsruhe im Kriege.

Ein Beitrag zur Theater- und Konzertstatistik.

Die Verfasserin vorliegender Arbeit hat es sich zur Aufgabe gemacht, in ihrer Vaterstadt auf einem bis jetzt von der Wissenschaft selten berührten Gebiete die Wirkungen des Krieges einer eingehenden Betrachtung zu unterziehen. Während aus andern Städten z. T. seit dem Ausbruch des letzten Jahrhunderts ähnliche Erhebungen und Forschungen vorliegen, ist m. W. in Karlsruhe bis jetzt der Versuch einer Theater- und Konzertstatistik nicht gemacht worden. Wie nahe auch der Gedanke liegt, statistisch nicht nur den unbedingt notwendigen Konsum des Menschen, Nahrung, Kleidung, Wohnung zu erfassen, sondern darüber hinaus die Bedarfsbefriedigung, die nach Sicherung des Existenzminimums größerer Willfür in der Gestaltung unterliegt, so stellen sich doch einem solchen Unterfangen besondere Schwierigkeiten in den Weg; es dürfte die bei Konsumtionsstatistiken gewöhnlich angewandte Methode, die Erhebung und wissenschaftliche Durchdringung von Haushaltungsrechnungen, gerade an der größeren Freiheit auf diesem Gebiete der Konsumtion scheitern; die wenigsten Menschen pflegen über derartige Ausgaben genaue Aufzeichnungen zu machen. Aus diesem Grunde nimmt daher die Theater- und Konzertstatistik im Gegensatz zu den meisten sonstigen Erhebungen auf dem Gebiete der Konsumtion ihren Ausgangspunkt beim Produzenten. Freilich ist auch bei dieser Methode das Entgegenkommen der Personen, die über das einschlägige Material verfügen, nicht überall gleich groß; ein Unternehmen privater Natur zeigt sich mit Angaben über eine Inanspruchnahme aus Rücksicht auf die vorhandene Konkurrenz wie vielleicht auch aus steuerlichen Gründen viel zurückhaltender als ein Unternehmen öffentlicher oder halböffentlicher Natur. Zum Teil mag auch das tatsächliche Fehlen geordneter Aufzeichnungen über den Besuch seiner Veranstaltungen daran schuld sein.

Am eingehendsten findet sich daher in der vorliegenden Arbeit das Badische Landestheater behandelt. An Erörterun-

gen allgemeiner Art schließt sich eine Schilderung seiner Einstellung auf die Kriegsverhältnisse. Diese kam mehr nach innen zur Geltung; nach außen wurde der Betrieb fast friedensmäßig aufrecht erhalten; wenn auch anfänglich die Zahl der Aufführungen eine Verminderung erfuhr, im Laufe des Krieges stellte sich dafür sogar eine Vermehrung ein. Dasselbe läßt sich von der Besucherzahl sagen, die nach anfänglicher Abnahme im Laufe des Krieges höher ward als in früheren Jahren. Die Zahl sämtlicher Vorstellungen betrug im Spieljahr 1913/14 274, im Spieljahr 1914/15, das mit dem ersten Kriegsjahr zusammenfällt, hingegen nur 241; 1915/16 nahm sie wieder zu und erreichte 1916/17 285 Vorstellungen. Auch die Zahl der ausgeführten Werke wurde im Laufe des Krieges höher als in früheren Jahren. Das gilt besonders vom Schauspiel, in dem gerade im Kriege viele Neueinstudierungen vorgenommen wurden.

Wie schon erwähnt, zeigt der Besuch der Vorstellungen ein ähnliches Bild; nämlich während zu Beginn des Krieges ein beträchtliches Zurückgehen der Besucherzahl festzustellen war, stieg sie bereits im zweiten, vor allem aber im dritten und vierten Kriegsjahr wieder, so daß die Häufigkeit des Besuchs schließlich die der Friedenszeit übertraf. Im Spieljahr 1913/14 wurden vom Groß. Hoftheater nach Abzug der Dienst- und Freikarten 241 224 Eintrittskarten abgegeben, 1914/15 nur 172 821, hingegen 1917/18 251 718.

Die Momente, die die Häufigkeit des Theaterbesuchs bestimmen, liegen zum Teil auf Seiten der Theaterverwaltung, zum größeren Teil aber auf Seiten des Publikums. Die Verschiedenheit der aus ausführlichen Tabellen ersichtlichen Besucherzahlen ist, abgesehen von der Beeinflussung durch die Kriegsverhältnisse, vielfach aus der stärkeren oder geringeren Beliebtheit des gegebenen Stückes zu erklären. Daneben sind andere Momente, wie der Tag der Vorstellung, bedeutsam.

Ferner wurde der Abonnentenstand einer Betrachtung unterworfen. Hier zeigte sich im Kriege von Jahr zu Jahr ein erheblicher Rückgang — das Großh. Hoftheater hatte zu Beginn des Spieljahres 1913/14 2603 Abonnenten, hingegen zu Beginn des Spieljahres 1917/18 nur noch 1208 — während ein solcher bezüglich der Zahl sämtlicher Besucher durch Zufließen neuer Gelegenheitsbesucher wieder mehr als ausgeglichen wurde.

Ueber die soziale Zusammensetzung des Publikums und deren Verschiebungen ließen sich an Hand der verkauften Platzmietkarten Feststellungen machen, ebenso über die Verteilung des Publikums auf die verschiedenen Platzgattungen. Wie schon oben erwähnt, nahm der regelmäßige Theaterbesuch im Gegensatz zu dem der zufälligen Gäste ganz allgemein ab; aber die Zurückhaltung des Publikums setzte nicht überall zur selben Zeit und mit derselben Stärke ein. Am augenfälligsten war die geringere Beteiligung der Offizierskreise seit Kriegsausbruch, wobei es sich hier hauptsächlich um die Familienangehörigen handelte. Es ist klar, daß sie am unmittelbarsten von den Ereignissen getroffen wurden, der Verzicht auf Vergnügungen bei ihnen am naheliegendsten war. Bei den Angehörigen anderer Berufe mögen vielfach pekuniäre Rücksichten bei der Aufgabe der Platzmiete mitgewirkt haben. So war im Spieljahr 1917/18 z. B. die Beteiligung höherer Beamten auf ein Drittel, die mittlerer und niederer auf die Hälfte der in Friedenszeiten zurückgegangen. Auch die Angehörigen freier Berufe waren weit schwächer vertreten als in Friedenszeiten; mag auch ihr Einkommen willkürlicherer Gestaltung unterliegen und im Einzelfalle durch eine entsprechende Erhöhung die allgemeine Fenerung weit gemacht haben, so fallen andererseits in diese Klasse Elemente, denen im Kampf um das tägliche Brot weniger Erfolg beschieden ist und für die Verwendung eines Ueberschusses für Vergnügungen im Kriege nicht mehr in Betracht kam. Vor allem für Familien, deren Ernährer im Felde stand und für die mit der Einberufung das Haupteinkommen (und wohl auch die Neigung. Die Red.) plötzlich verloren gegangen war, traf das zu. Sehr zurückgegangen war ferner der Anteil des Kaufmannsstandes am Abonnentenpublikum, während allgemeine Beobachtungen für den unregelmäßigen Theaterbesuch eher das Gegenteil ergaben. Keine Einheitlichkeit in der Bewegung zeigen die Zahlen für die Gruppe „Bankdirektoren, Industrielle usw.“, worunter neben traditionell hoch angesehenen Persönlichkeiten auch die Existenz zu suchen sein werden, die die Kriegskonjunktur ausgenützt und sie zur Grundlage ihres jungen Reichtums gemacht haben. Hier zeigte sich nur zu Anfang des Krieges ein größerer Rückgang. Von 1915/16 ab ist ein Stillstand in der Abnahme, ja sogar eine kleine Verstärkung in der Beteiligung eingetreten.

Bemerkenswert ist die Verteilung des Publikums auf die verschiedenen Platzgattungen nach Beruf und Stand. Sie war in dem ganzen behandelten Zeitraum dieselbe. Die Wahl des Platzes ist in jeder Klasse zur Tradition geworden. Erster Rang-Logen und Balkon entsprachen als die besten Plätze fast allein dem Standesbewußtsein des Offiziers. Eine ähnliche Bevorzugung wird ihnen von der Gruppe „Bankdirektoren, Industrielle usw.“ zuteil. Viel freier als die angeführten Berufsklassen ist der Beamte in der Wahl seines Platzes. Für den höheren Beamten kommen alle Gattungen in Betracht; maßgebend ist hier nicht so sehr die soziale Stellung als das Einkommen; denn als Beamter braucht er seine Standeszugehörigkeit nicht durch große Aufwendungen zu betonen. Für den mittleren und niederen Beamten kommen die besten Plätze, Erster Rang-Logen und Balkon, nicht in Betracht. Freie Berufe wie Kaufleute — Begriffe, die sehr dehnbar sind — finden sich im ganzen Zuschauerraum verteilt. Auf die billigen Plätze fallen naturgemäß die Gruppen „Handwerker“, „Arbeiter in gehobener Stellung“, die erst in der Ausbildung Begriffenen, wie Studierende, Seminaristen und die Landwirte und Gärtner.

Beim Abonnentenpublikum finden wir also eine traditionelle Gebundenheit an bestimmte Plätze, die sich selbst auf die einzelne Nummer innerhalb jeder Gattung erstreckt. Platzabhängigkeit wird diese Erscheinung von Schott, der ähnliche Erhebungen in Mannheim anstellte, genannt. (S. Schott, Die Opernaufführungen der deutschen Bühnen und des Gr. Hof- und Nationaltheaters in Mannheim im Jahrzehnt 1901—1911, Beiträge zur Statistik der Stadt Mannheim, Sondernummer.) Dagegen führte die Beobachtung der gelegentlichen Theaterbesucher zu dem Ergebnis, daß im Kriege das ebenfalls von Schott aufgestellte Gesetz, wonach je billiger der Platz ist, desto größer das Uebergewicht des Sonntags, seine Geltung verloren hat. Das sog. Sonntagspublikum sucht nicht mehr die billigsten Plätze auf. Die eingetretenen Einkommensverschiebungen berühren nicht nur die höheren Kreise; auch die Angehörigen unterer Schichten können durch Lohnerhöhungen und Zufallsgewinne in eine bessere finanzielle Lage versetzt worden sein. Für was sollten sie da ihr oft verhältnismäßig leicht gewonnenes Geld lieber ausgeben als für die Genüsse, die ihnen bis

dahin vorenthalten waren? Und gerade der Besuch des Theaters und selbst auf einem guten Platze mußte, da die Eintrittspreise während des Krieges nur mäßig erhöht wurden, gegenüber den sonstigen unerschwinglichen Preisen als eine recht vorteilhafte Ausgabe erscheinen.

Das Hoftheater hat aber auch selbst Sorge getragen, daß seine Vorstellungen weiten Kreisen zugänglich wurden, schon im Frieden auf Veranlassung des Vereins für Volksbildung durch stark ermäßigte Vorstellungen für Mitglieder dieses Vereins, ferner durch Ausgabe von Karten zu ermäßigten Preisen, insbesondere von Schülerkarten, woran sich seit 1916 die Veranstaltung besonderer Schülervorstellungen schloß. Zu der Fortführung der Friedensstätigkeit gestellten sich Maßnahmen, die mit dem Krieg im Zusammenhang standen; die wichtigsten waren die Abhaltung von besonderen Vorstellungen für Verwundete und die Abgabe von Freikarten an Verwundete und die Bereitstellung solcher Vergnügungen für die Rüstungsarbeiter. Besondere Vergünstigungen wurden von jeher, vor allem aber im Kriege, den Angehörigen des Militärstandes zuteil.

Zu Beginn der sonst behandelten Lustbarkeiten der Stadt Karlsruhe stehen die Stadtgarten- und Festhallekonzerte, da ihr Publikum den weitesten Volkskreisen entnommen und ihre soziale Bedeutung daher viel größer ist als die der sich daran anschließenden musikalischen Veranstaltungen höherer Art. Auf beide haben die Kriegsverhältnisse ihre Wirkungen ausgeübt, z. T. nachdrücklicher als beim Theater, wenn sie auch bei der Unregelmäßigkeit solcher Veranstaltungen schwerer festzustellen sind, als es bei der Tätigkeit des Hoftheaters der Fall war. Ganz allgemein haben wir auch hier zu Beginn des Krieges eine Einschränkung des Besuchs, während im Laufe des Krieges die Freude an solchen Veranstaltungen wieder wuchs; besonders wo der Festlichkeit neben dem Vergnügen ein besonderer Zweck verliehen wurde, war die Beteiligung stark; so war z. B. der „Vaterländische Sommertag der Karlsruher Jugend“ im Stadtgarten am 6. Juni 1915 von 5941 Personen besucht.

Ein weiterer Abschnitt ist dem Sommertheater gewidmet, das in Karlsruhe den Zweigen der Bühnenkunst gerecht zu werden versucht, für die das Hoftheater sich als weniger geeignet erwiesen hat. Seinem leichtlebigeren Charakter entsprechend verschwand es zu Beginn des Krieges von der Bildfläche; erst 1916 kam ein neues Unternehmen zustande. Die Beliebtheit derartiger Genüsse nahm auffallenderweise im weiteren Verlaufe des Krieges immer mehr zu; nur einzelne Stimmen ließen sich mißfallend vernehmen.

Dieselbe Erscheinung, nur noch ausgeprägter, findet sich für den Besuch der Lichtspieltheater: Die verschiedensten Klassen nehmen häufiger daran teil, als das vor dem Kriege der Fall war. Verschiedene Momente scheinen auf die Steigerung des Besuches hingewirkt zu haben. Noch mehr wie beim Theater dürften hier Einkommensverschiebungen für die stärkere Beteiligung maßgebend gewesen sein. Handelt es sich auch nicht um riesengroße Einnahmen, wie bei den Kriegsgewinnlern, so bedeutete doch die Lohnerhöhung des Arbeiters oft eine verhältnismäßig nicht geringere Stärkung seiner Stellung als Verbraucher, eine Erhöhung seines „standard of life“. In weiterem Umfange als bisher wandten sich unter der drängenden Nachfrage nach Arbeitskräften und bei der lockenden Aussicht, gleich zu Anfang einen hohen Verdienst zu erhalten, Familienangehörige einer beruflichen Tätigkeit zu. Neben den Frauen trugen auch die Kinder, und diese in einem kaum der Schule erwachsenen Alter, zur Stärkung des Familienbudgets bei, mochten sie es dabei auch mehr auf Verbesserung ihrer persönlichen pekuniären Lage abgesehen haben. Die neue jugendliche Arbeiterschaft sah sich plötzlich in den Stand versetzt, sich früher nicht erträumte Genüsse aus eigenen Mitteln zu verschaffen. Kein Wunder, wenn die aus mancherlei Gründen auf primitive Naturen immer besonders anziehend wirkenden Lichtspieltheater besser besetzt waren denn je. Besonders auch für den Soldaten war nach schwerer körperlicher Anstrengung oft ein Nachmittag oder Abend im Kino die beste Erholung; dabei handelte es sich vielfach um Leute, die der Krieg zum ersten Male zum längeren Aufenthalt in der Stadt gezwungen hatte und die sich mit einer besonderen Freude und Neugier den Genüssen der Kultur hinstellten.

Von den Lichtspieltheatern selbst ist zu berichten, daß auch sie eine gewisse Einstellung auf die Kriegsverhältnisse vorgenommen haben. Im Programm trat insofern eine Aenderung ein, als an Stelle der früheren „Bilder vom Neuesten aus aller Welt“ die neuesten Kriegsberichte und die Bussa = (Bild- und Filmamt) Films traten; Detektiv-Romane wurden im Kriege bei der schon ohnehin großen Ueberhitzung der Phantasie verboten. Zu politischen Reklamezwecken wurden die Kinos benützt, wenn ihnen von zuständiger Seite Platten mit der Aufschrift „Zeichnet Kriegsanleihe!“ zur Verfügung gestellt wurden, um in den Pausen das Publikum an seine nationalen Pflichten zu erinnern. Belehrend und aufklärend wirkten die

Lichtspieltheater ganz besonders auf einzelne Gruppen des Publikums, die geschlossen zur Vorführung von vaterländischen oder Industriefilms erschienen, wie Schulen unter Führung von Lehrern, das Personal von Fabriken, insbesondere Rüstungsarbeiter, und militärische Formationen in der Begleitung von Unteroffizieren, die an Hand der vorgeführten statistischen und graphischen Darstellungen Vorträge hielten. Für Aufmunterung und Unterhaltung der Lazarettinsassen sorgten Freivorträge, die gern besucht wurden. Auch den übrigen Militärpersonen wurden bis zum Feldweibel aufwärts in der Gestalt von ermäßigten Preisen Vergünstigungen gewährt.

Kurz wird in der Arbeit auch das Kaiserpanorama erwähnt, auf das der Krieg, da es keine große Bedeutung mehr hat, zwar keinen nennenswerten Einfluß ausgeübt hat, das aber im Gegensatz zu der modernen Erfindung des Lichtspieltheaters bei Anhängern des Althergebrachten wie auch bei der Schuljugend eine gewisse dauernde Beliebtheit genießt.

Eine Würdigung des Colosseums war in der vorliegenden Arbeit nicht möglich, da über seine Tätigkeit und seinen Besuch keine Angaben zu erhalten waren; hingegen werden die Gastspiele auswärtiger Theater volkstümlichen Charakters, die zum Teil von der Betriebsleitung des Colosseums veranstaltet wurden, kurz gestreift; auch hier liegen sich bedeutende Beobachtungen über den Besuch und über die Zusammensetzung des Publikums machen. Die hier erwähnten Aufführungen haben fast alle gemeinsam, daß sie das Publikum mit verschiedenen deutschen Dialekten auf der Bühne bekannt machten. Besonders der Humor der in oberbayerischer Mundart geschriebenen Lustspiele sagte dem Geschmack des Karlsruher Publikums sehr zu. Der Andrang war so stark, daß sich neben allabendlichen Veranstaltungen die Abhaltung von Sonntagnachmittagsvorstellungen lohnte, ein Unterfangen, das sich beim Hoftheater als etwas zweifelhafter Natur herausgestellt hatte. Aber ein Blick auf die soziale Zusammensetzung des Besucherkreises zeigt die Ursache; wir haben hier, ähnlich wie im Kino, das typische Sonntagnachmittagspublikum; für es haben volkstümliche Darbietungen humoristischer Art eine viel größere Anziehungskraft als die Aufführungen eines Hoftheaters. Dazu

kommt der gemütliche, kleinbürgerliche Ton, der in einem solchen Lokal herrscht, und endlich die Verbindung des Unternehmens mit einem Wirtschaftsbetrieb, so daß auch für Befriedigung materieller Bedürfnisse gesorgt ist. Einen starken Rückhalt fand das Colosseum im Krieg in dem Besuch von Militärpersonen, deren Ansprüchen nach Vergnügen es unter Berücksichtigung der erwähnten Gesichtspunkte am ehesten gerecht werden mußte.

Mit der Erwähnung dieser Gastspiele ist die Reihe der in der Arbeit zur Darstellung gebrachten Lustbarkeiten geschlossen. Charakteristisch war ihnen fast allen die Einschränkung zu Beginn des Krieges in der Darbietung wie im Besuch, der im weiteren Verlauf des Krieges die entgegengesetzte Erscheinung gegenüberstand. Nur wenige Veranstaltungen waren als ungeeignet gänzlich weggefallen. Die Verschiebung der Einkommens- und Vermögensverhältnisse brachte es mit sich, daß die neu erwachte Vergnügungssucht nicht alle Klassen und Altersstufen gleichmäßig berührte. Auffallend war vor allem die starke Zunahme der jugendlichen Besucher.

In einem Schlußkapitel werden die Folgen der Revolution, insoweit sie sich auf den Besuch von Vergnügungen beziehen, kurz gestreift; es findet sich nach dem November 1918 in der Hauptsache ein noch stärkeres Hervortreten der Erscheinungen, die in den letzten Kriegsjahren beobachtet werden konnten; daneben ist der Geist der Revolution vielfach auch im inneren Betrieb der Unternehmen zum Ausdruck gekommen oder hat sich in der Erschließung neuer Vergnügungsmöglichkeiten geäußert.

Mit dem Vorliegenden ist nur ein kurzer Ueberblick über das in obengenannter Arbeit gesammelte Material geboten. Immerhin dürfte damit dem weiteren Leserkreis gedient sein. Wo ein größeres Interesse an dem Ergebnis der Erhebungen besteht, verweise ich auf die Möglichkeit, auf dem Städtischen Statistischen Amt oder auf der Badischen Landesbibliothek hier ein Exemplar der Arbeit in Maschinenschrift zu entleihen, bezw. einzusehen. Eine Drucklegung der Arbeit, die feinerzeit als Doktorarbeit der philosophischen Fakultät an der Universität Heidelberg verfaßt wurde, ist bis jetzt nicht erfolgt.

Otto Kiefer / Der Schwarzwald im Spiegel deutscher Literatur.

Während der Alpen erhabene Größe und wilde Schönheit ebenso wie ihre charakteristische Bevölkerung seit mehr als hundert Jahren begeisterte Sängler aller Art gefunden haben, ist der intimere Reiz unserer deutschen Mittelgebirgslandschaft bis jetzt erst von verhältnismäßig wenig Dichtern entdeckt worden. Gewiß, ein Stifter führt den Leser in die Geheimnisse des urwaldähnlichen Böhmerwaldes, aus Gerhard Hauptmanns Werken spricht und klingt bald in rührenden Märchengestalten, bald in schwarzumrissenen Gegenwartsmenschen das Riesengebirge. Aber wo ist die Dichtung, die den stillen Zauber der tannendunkeln, sanftgeschwungenen Schwarzwaldberge verewigte? Nicht im Sinne jener schon von Lessing abgelehnten poetischen Beschreibung, wie etwa A. v. Haller die Alpen verlangweilt, sondern durch ein echtes Kunstwerk, das nicht „eine mit Empfindungen nur sparsam durchwebte Reihe von Bildern, sondern eine mit Bildern nur sparsam durchflochtene Folge von Empfindungen“ sein darf. Wer hat die Empfindungen geschildert, die des Schwarzwalds immer wechselnde Schönheit hervorruft? Ob nun der Frühsummer über seinen dem Winterkleid entschlüpften Matten leuchtende Wunder von Farbe und Duft ausstretet, oder ob der Herbst weite, glasklare Fernsichten öffnet, hier über kupferfarbiger Buchenwälder Wehmut und ewig dunkler Tannen Ernst bis zum silberblauen Traum fast unwirklich aufsteigender Alpenriesen. Die Natur des Schwarzwaldes, abgesehen vom Menschen, welcher Dichter hat sie uns erschlossen? Am ehesten vielleicht noch das Volk selbst in seinem reichen Märchenschatz, wie ihn das badische Sagenbuch gesammelt hat, wie er auch heute noch lebt in den Geschichten, die die Großmutter des Abends den begierig lauschenden Enkeln erzählt, indes der Mond zitronengelb im dunkelblauen Himmel schwebt und die Kabe behutsam über den Gartenarm schleicht. Jedermann erkennt hieraus das wunderjame Bild unseres Altmeisters Hans Thoma. In seinen Werken, da lebt und webt echte Schwarzwaldpoesie, gewiß. Aber wir wollten ja von den Dichtern der Feder, nicht des Pinsels sprechen.

Da begegnet uns denn des Schwarzwalds Märchenpoesie zuerst in einem Werk, wo wir sie kaum gesucht hätten, im „Simplicissimus“ des weiland badischen Amtmanns Grimmlshausen. Sein Simplex kommt im Lauf seiner hinten

Irrfahrten auch an den Mummelsee, kennt die uralten Sagen vom heraufziehenden Unwetter beim Hineinwerfen eines Steines, macht sogar persönliche Bekanntschaft mit den Wassergeistern und besucht sie in ihrem Fabelreich im Erdinnern. Er gelangt später ins Tal von Baiersbrunn und schildert die dortigen Waldbauern schwäbischer Herkunft als ziemlich ungehobelte, mißtrauische Dickköpfe, die über seinen Besuch wenig erbaut sind. Auch die „Sauerbrunnen“ des Renschtales kennt Grimmlshausen natürlich und verwendet dies „Wunder“ in märchenhafter Weise. Von der wunderjamen Romantik gerade jener Gebirgsgegenden ist ihm freilich noch nichts aufgegangen. Er ist ein Kind seiner Zeit, für das der hohe Schwarzwald „einem wüsten Arabien gleicht, das sehr unfruchtbar ist und weiter nichts als Tannzapfen trägt“. Einem Dichter der Romantik, Hauff, erst war es vorbehalten, den düsteren Ernst der endlosen Tannenwälder des nördlichen Schwarzwaldes poetisch zu empfinden und auf diesem dunkeln Hintergrund ein paar kräftige Gestalten der Sage und des Volkes aufleuchten zu lassen. In dem uns von frühester Kindheit vertrauten Märchen vom „Kalten Herzen“. Der allezeit den guten Menschen hilfreiche Waldgeist, der Schachhauser im grünen Tannenwald, der arme, ehrliche Glasmelzer, der reiche prohige und kaltherzige Holzhändler, die Gestalt des Holländer Michels, ist das nicht menschengewordene Schwarzwaldpoesie? Und schon spricht dieser junge Dichter von der „tiefen Waldstille, die das Herz zu Tränen und unbewußter Sehnsucht stimmt“. (Das ist modernes, fast zu sentimentales Naturempfinden. Deutsche Romantik!) Daneben macht sich eine gewisse handfeste, gesunde Bürgermoral bemerkbar, wie sie noch heute in den unverdorbenen Schichten fortlebt. Dieser nicht aufdringliche pädagogische Zug wird in Hebel's alemannischen Gedichten typisch. Dieser echte Volksdichter schildert idyllenhaft das Leben und Treiben des alemannischen Volkes im südlichen Schwarzwald. Er beobachtet sein liebes Heimatvolk bei der Arbeit, bei fröhlichen, buntbewegten Festen, bei ernstem Sinnen und schwerer Trauer. Seine Naturbilder sind ähnlich denen unseres Hans Thoma. Das Bauernhaus inmitten des Garten, in dem der Kirschbaum sein duftiges weißes Blütengewand im leisen Märzwind wehen läßt. Die holprige Dorfstraße herauf kommt vielleicht gerade ein Trauerzug, voraus das Kreuz mit der verblühten Fahne

und der bekränzte Totenbaum. Am Muttergottesbild kniet der Mann, wenn er abends von der schweren Arbeit im Walde heimkehrt. Des Nachts begegnen dem Wanderer am Kreuzweg „lustige Geister“, die in alten Gewölben verborgene Schätze hüten, oder gute Engel mit blauen, strahlenden Augen, die in der Stille der Nacht durch die Dörfer wandeln und den Frommen im Schlafe vor Schaden bewahren. Der gute Marktgräfeler Wein, das herrliche Erzeugnis der sonnig-milden Westabhänge des Schwarzwaldes, spielt eine große Rolle in den hebelischen Gedichten. Am Erlentbach rauscht das nimmermüde Mühlrad, vom Wald herab tönen die Streiche der schweren Holzaxt. Auch den Eiseshauch des Schwarzwaldwinters, der die Einzelhöfe im tiefen Schnee versinken läßt, bekommen wir bisweilen zu spüren. Aber seine Dunkel sind durchleuchtet vom Stern der Christnacht, von den Kerzen des Weihnachtsbaumes, den die Mutter ihrem Kinde ziert. So zieht das ganze Leben des Wälderbauers vor dem Leser vorüber, gesund, urwüchsig mit kernhafter Bürgermoral, die der Pädagoge und Volksschriftsteller Hebel, wo nur möglich, zur Geltung bringt. (Hier ließe sich eine Betrachtung Scheffels einfügen, der mit seinem „Schwarzwaldlieb“-Gesang, der anhebt „Auf zum Schwarzwald schwingt mein Lied sich“, die heimatische Landschaft in aller Welt volkstümlich gemacht hat. D. Red.)

Erschien dem treuherzigen Volksmann und Lehrer das Leben des Schwarzwälders vor allem als ein warmes Idyll, so sieht Bertold Auerbach bereits tiefere soziale Zusammenhänge, die Gebundenheit des Wälderbauers an die Scholle, an die Umgebung, an sein Blut. So wird das Bild, das uns der schwäbische Dichter in seinen berühmten Schwarzwälder Dorfgeschichten zeichnet, farbenreicher, tiefer, auch in den düsteren Seiten dieses Lebens wahrer. Wir machen die Bekanntschaft des Bauernsohnes, den elterlichen Ehrgeiz in den geistlichen Beruf hineinzwingen möchte, wir verstehen die Bildungskämpfe des Dorfschulmeisters, wir bekommen Einblicke in die Mißstände bäuerlicher Besitzverhältnisse, eine Fülle alter Volkslieder und Volksgebräuche beleben die Erzählung und zeigen den gründlichen Kenner. Wir begleiten die Mädchen und Burschen „in die Karz“, d. h. zur Spinnstube, wo sich unter lustigem Geplänkel manch zartes Band, aber auch manch bittere Feindschaft bildet. Wie noch heute ziehen Burschen und Mädels Arm in Arm, singend oder sich neckend, die Dorfstraße entlang an milden Abenden, wenn hinter der gezackten Wand schwarzer Tannen langsam die Mondscheibe heraufsteigt und das Klüngen wimmert. Ein jeder Bursch setzt seiner Liebsten den „Malbaum“, unbekümmert um ein Verbot des gestrengen Amtes, ja, er läßt sich ruhig dafür einsperren, denn er weiß, daß er die Volksmeinung auf seiner Seite hat. Denn dies biedere Volk hängt zäh und trotzig an alten Bräuchen fest, und der Volksmann Auerbach gibt ihm darin recht und macht sich lustig über allzu bürokratische Amtsleute, die den ganzen Tag „Befehlesles“ spielen wollen. Selbst der liebreiche, im Grunde aber gutmütige, nur schwache und verführte Sohn des alten Wehgers, den ein leichtsinniger Streich ins Gefängnis bringt, verliert nie des warmherzigen Dichters Sympathie, und zuletzt wird aus dem zigeunernden Abenteuerer noch ein braver Bürgermann. So steht Auerbach seine Landsleute mit dem liebevollen Verständnis des Dichters und des an den Fortschritt glaubenden liberalen Volksmannes.

Wir heutigen sehen die Dinge nicht mehr so einfach, wir machen ein Fragezeichen hinter den naiven Fortschrittsglauben. Auerbach ist uns mehr der Vertreter einer bestimmten politischen Ansicht geworden, über deren Einseitigkeit wir den Dichter der Dorfgeschichten vielleicht doch etwas zu sehr vergessen haben. (Das Schwarzwaldlied „O Schwarzwald, o Heimat“ ist übrigens nicht von ihm, sondern von dem Pforzheimer Ludwig Auerbach.) Ich fürchte, seinem geistigen Antipoden, dem derben, streitbaren Pfarrherrn aus Haslach, Heinrich Hansjakob, wird es in nicht allzu ferner Zeit ähnlich ergehen! Ist doch sein dichterisches Schaffen noch viel tiefer durchtränkt vom Geist einer ganz scharf umrissenen Weltanschauung, diesmal der katholischen! Nun ist allerdings der mittlere Schwarzwald, jenes idyllische Stück Land zwischen dem Antebis und etwa dem Kandel, seit uralten Tagen streng katholisch, und diese Weltanschauung ist die Kultur, der geistige Hintergrund jener Menschen, so daß man aus den kernigen Schriften des vor kurzem entschlafenen Pfarrers bisweilen geradezu jene Landschaft jene derben, biederen, frommen Bauern selber reden zu hören glaubt. Jedenfalls das ist sicher: die Gestalten eines Hansjakob rufen so, wie das Volk im Ganzen um Haslach und Hausach herum redet, die stillfertigen Bauern eines Auerbach sind nur zu oft nichts als des liberalen Volksmannes Sprachrohr. Volkserzieher will Hansjakob sein wie nur je ein Volksschriftsteller es war, er wettert gegen alles, was er an Verderblichem eindringen sieht, vor allem gegen die ganze heutige Zivilisation, wie sie mit neu-modischen Maschinen, Kleidern und Ansichten — gewiß nicht immer zum Nutzen der alleingelassenen Bauernfamilie — von der Großstadt aufs Land bringt. Er berührt sich in dieser Tendenz mit Rosegger, an dessen dichterische

terische Gestaltungskraft er aber nicht heranreicht. Am besten gelingen ihm die holzschnittmäßig groben, kräftigen, gut gesehenen Gestalten einzelner Hofbauern, des „Wogtsbur“, der „Benedikt auf dem Bühl“ und wie sie alle heißen. Und gar zu gern steigt der alternde Dichter in den Schacht seiner Jugenderinnerungen hinab, in die Zeit, als man noch auf der rauschenden Woge und einzig eifrig das beschwerliche Fißerhandwerk trieb und droben am Wildsee noch reiche Bauerngeschlechter saßen, die erst nach und nach durch Verleugnen ihrer besten Eigenschaften, der Einfachheit und Arbeitsamkeit zugrunde gingen. Oder er erzählt von den mutigen badischen Freischützern, die er in seiner Knabenzeit zum Teil noch selber in den Bergen seiner Heimat erlebt und bewundert hat. Denn im Herzen des frommen Pfarrherrn war immer eine Stätte für freien süddeutschen Bürgersinn, und die Knechtsseelen waren ihm stets aufs tiefste verhaßt. Als ein kerniges Bild solch echt „demokratischen“ Bürgersinnes zeigt uns der Dichter den unvergeßlichen Seifenleder Theodor aus Wolfach, der nicht nur als Schulbub den Lehrer, der ihn hauen wollte, in die Baden pfehte, sondern auch später, wo es immer galt, für bürgerliche Rechte und Freiheiten zu kämpfen, seinen Mann stellte, die stürmischen Tage von 48 in Ehren bestand und schließlich als weithin bekannter, geachteter Handwerker, Schiffer und Gemeindegänger in hohem Alter seine Augen schloß. Schön, erwidert vielleicht eine Leserin, aber die Frauen, die Wiberwölfer, die hat der grobe Herr Pfarrer doch ein bißchen arg auf dem Strich! Zugegeben: für üppige modische Stadtfraulein und faule „Damen“, die ihre Dienstmädchen arbeiten lassen, für alle die hat der urgesunde Schwarzwälder gottlob nur Hohn und unmißverständliche Verbittung übrig. Auch die sog. „geistreiche“ Frau kann er um die Welt nicht leiden. Um so tiefer, feiner ist aber sein Verständnis für die stillen, gottorgenen Dulderinnen, die er in seiner „Afra“*) verewigt hat: wie aus der jungen frischen Bauerndirn, der mütterlicher Trost und Unverstand die natürliche Erfüllung ihres Frauenglücks am Arme eines tüchtigen Mannes grausam verjagt, also daß schließlich Sünde wird, was sonst in Ehren stünde, und wie die einsam alternde Leidensmutter zweier unehelicher geistesgestörter Töchter ihr herbes, schweres Los mit wahrer Seelengröße trägt, und in getreuer, stiller Alltagsarbeit ihre trüben Tage trägt, dankbar für den kleinsten Sonnenstrahl des Lebens, für jeden Trost aus geistlichem Munde, das ist einfach grandios dargestellt und zeigt den gereiften Dichter auf der Höhe einer reifen Kunst und tief-menschlichen Weltbetrachtung, die über aller konfessionellen Enge steht. Ich wüßte keinen zweiten Dichter, dem ein gleich großes und wahres Werk, geboren aus Schwarzwaldpoesie, bisher gelungen ist. Herb, groß, manchmal schwer und düster, endlich aber tief verbohrend wie das Rauschen hochwipfelter Tannenwälder, so zieht dies ergreifende Menschenschicksal vor dem Leser vorüber. Die ganze Schwermut unserer Schwarzwaldberge leuchtet um das Haupt dieser schlichten, edeln Frauengestalt im Bauernrod, der Friede unserer dunkeln Wälder weht uns entgegen aus der stillen, tapferen Art, wie diese „ungebildete“ Frau das Leben überwindet. Schöneres, Echteres hat der schwerblütige, kantige Schwarzwaldsohn nicht geschaffen.

Nur kurz soll noch zur Ergänzung erwähnt werden, daß Hansjakob, der allezeit mitfühlende warme Freund des „gemeinen“ Volkes, an keiner Gestalt seiner Schwarzwaldheimat achtlos vorübergeht. Er vertieft sich in das mühevolle Leben des Hausierers, der in Sommerhitze und Winterkälte seine all-gemein begehrten Waren in die abgelegensten Bauernhöfe trägt, er erzählt von den Uhrmachern und Strohschlechtern ebenso liebevoll wie vom leutseligen Obervogt Huber, diesem unvergeßlichen Ideal eines antibürokratischen Beamten, wie man ihn auch heute ja noch keineswegs in jeder Amtsstube findet! Ja, selbst die sog. leblosen Dinge gewinnen bei ihm eine Sprache, erzählen dem Dichter ihre Geschichte, ob es nun eine vielumhergekommene alte Truhe oder ein verachteter Besen aus Birkenzweigen ist, deren „Mutter“, die schlaffe Birke droben im Sonnenglanz und Windeshauch bei der „Heidburg“ ins Himmelsblau träumt, oder ein Granitfelsen tief im Tannenwald, dessen heischauliches, scheinbar ewiges Dasein dem greisen Dichter die schweremutvolle Weisheit lehrt, daß „je höher ein geschaffenes Wesen hienieden steht, um so höher auch sein Schmerz und sein Leid steigt“, daß also wahrhaft glücklich in dieser unvollkommenen Welt nur — der Stein ist! Dieser, fast erhabener Ernst liegt auf diesen letzten Werken des philosophisch-frommen Schwarzwälders. Ist er nicht gleich dem innersten Wesen unseres geliebten Schwarzwaldes mit seiner Wälder ernstem Grün und seiner Seen schweremütigem Glanz? Und harmloser, treuer, echter, deutscher Menschen Lust und

*) Nun, wo Erzähler und Beteiligte tot sind, kann hier mitgeteilt werden, daß Hansjakob die tatsächlichen Unterlagen zu „Afra“ während seiner Krankheit, arbeitslos in der Pfalz Illenau den dortigen Alten und mündlichen Mitteilungen des Geheimrats Schüle entnommen hat. Die Red.

Leid, Sinnen und Schaffen, wie es der besten Schwarzwälder Ehrenschild war seit Jahrhunderten, das leuchtet in kräftigen Farben aus dieses Volksbüchters Schriften. Mit Wangen sah er eine „neue“ unerfreuliche Zeit hereinbrechen, deren oft so unecht gleichender Schimmer das Volk nicht besser, nicht zufriedener macht.

Darum warnt er bald, bald wird er grob, bald bitter und tief pessimistisch. Denn er liebte seine Heimat wie kaum ein anderer so tief. Nur wer den Schwarzwald so innig liebt, kann ähnlich Gutes aus dem Charakter dieser herrlichen Landschaft in Gestalten bringen. Wir harren der Kommenden!

Toni Rothmund / Schwarzwaldstadt.

Allabendlich beim Feiertagsklang,
Da zwingt es mich, mein Stüblein zu verlassen.
Da treibt es mich den alten Markt entlang
Und in die stillen, tiefverschlafnen Gassen.

Die Winterastern sind in hellem Flor
Zu Flammenblüden farbig aufgeschossen.
Geschwungne Brücken stehn vor jedem Tor,
Allein die stillen Gärten sind verschlossen.

Die Bäume neigen nahe sich zum Bach
Und flüstern von den herbsterträumten Gärten
Und werfen ihm die bunten Blätter nach,
Der sinken Wellen tanzende Gefährten.

Die alten Häuser kauern tief im Grün
Und blinzeln durch verhangne Fensterscheiben.
Ein Rauch zieht aus dem niedrigen Kamin,
Ich seh ihn langsam durch die Gärten treiben.

Ein Lied ertönt — ich weiß es nicht woher.
Ein Kindlein weint, — ich hab' es nicht gesehen.
Ich steh' und lausche einer Wundermär —
Die nimmermüde Zeit — hier blieb sie stehen.

Franz Woas / Die Pyramide der Leidenschaften.

„Diese Pyramide ist unvollendet“, erklärte uns der Professor Stöckle aus Tübingen, als wir vor der „Stufenpyramide“ von Sakkara standen. „Die fünf Stufen nämlich, die wir jetzt da sehen, lagen nicht in der Absicht des Erbauers; sie hatten noch ausgeglichen werden sollen. Aus einem Grunde, den wir bis jetzt nicht kennen, ist das unterblieben. So ist die Pyramide in so sonderbare Weise auf unsere Tage gekommen...“

Bewundernd lauschte alles. Dann ging es weiter zu einer anderen Sehenswürdigkeit.

„Ich denke anders über den Fall: Dem Pharao So und So wird einfach das Geld ausgegangen sein“, hörte man noch jemand sagen...

Ich hatte mich schließlich von der Gesellschaft getrennt, durch den Wüstenand war ich auf einen Palmenbusch zugestapft. Hier stand eine Lehnhülle, geduckt unter schwerem Strohdach. Aus dem Schornstein stieg ein blaugrauer Rauch kerzengerade zum Himmel auf. Je näher ich kam, desto deutlicher roch es nach — Kaffee.

Wahrhaftig — ein Kaffeehaus!

„Man gebe mir eine Tasse!“

Neben mir hockte auf niedrigem Schemel ein alter Araber. So etwa, denk ich, muß Mahomet ausgesehen haben: Hagere Wangen, eine schmale aber kühn vorspringende Stirn, wunderstarke Augenbrauen und darunter ein Paar mild funkelnder Sterne. Ein pechschwarzer Bart umrahmte das hellbraune Gesicht.

Er saß und rauchte stumm aus seiner Wasserpfeife.

Gerade vor uns, in's Gold des Abendrots getaucht, erhob sich deutlich die „Stufenpyramide“ aus dem Sande. Meine Augen gingen hin. Immer wieder gingen sie dahin. Die Stufen störten. Schade, daß dem Pharao das Geld ausgegangen! Eine Pyramide, so recht regelmäßig, mit glatten Seitenflächen, hätte hier ohne Zweifel besser in die Landschaft gepaßt...

Auch der Araber neben mir schaute nach der Pyramide. Nun, da wollte ich mit meiner Ansicht nicht zurückhalten. Mit dem Stock zeichnete ich in den Sand vor uns die Pyramide leicht hin; dann wies ich auf die dummen Ecken, und durch Kopfschütteln und Achselzucken gab ich zu verstehen, wie schade es doch wäre, daß die Pyramide nicht ganz fertig geworden.

Der Araber verstand mich wirklich. In seinem Gesichte begann es zu arbeiten; mir war, als wollte seine Stirn sich wellen. Seine Augen leuchteten. Er erhob sich, forderte mir den Stock ab, schürzte dann den weitfaltigen weißen Burnus von den nackten braunen Armen, beugte sich zum Boden nieder und rißte bedachtsam aber mit gewandter Hand in den ebenen, feinen, glatten Sand hinein die Pyramide mit allen fünf Stufen.

Ich dachte an Archimedes und seine Zirkel...

Mächtig groß und deutlich war das Bild geworden.

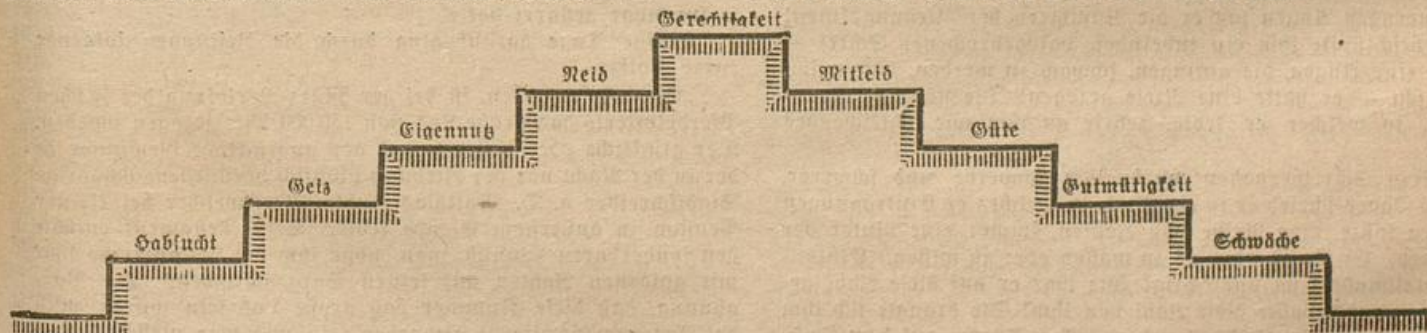
Jetzt hockte er sich ganz zum Boden nieder und schrieb über jede Stufe etwas hin in den schön rund geschmückten Zeichen seines Landes.

Als die Arbeit getan, gab er mir den Stock zurück, verneigte sich mit gekreuzten Armen tief vor mir und setzte sich dann wieder auf seinen Schemel, zu seiner Wasserpfeife.

Ich aber nahm mein Taschenbuch zur Hand, um die Zeichen, so gut es ging, nachzumalen.

Als ich dann bei dem Abendessen im Gasthaus zu Kairo zufällig neben dem Professor Stöckle aus Tübingen zu sitzen kam, zog ich mein Buch heraus, um mir die arabischen Zeichen deuten zu lassen.

Professor Stöckle war wirklich der gelehrte Mann, für den er galt: jedes einzelne Zeichen wußte er glatt zu übersehen, und so fand auf einmal die „Stufenpyramide“ eine ganz besondere Deutung. Ihr tiefer Sinn lag klar zu Tage.



Berehrter Pharao So und Sol! Wie schade, daß man Deinen Namen nicht weiß! Mit den Steinen Deiner Pyramide hast Du

der Menschheit deutlich die Wahrheit gesagt. Deine „Stufenpyramide“ ist in Wahrheit — die Pyramide der Leidenschaften. —

M. A. Schmidt / Das unerbittliche Glück.

Matthias Kohnmüller war Stadtschreiber und Hungerleider mit einer brennenden Sehnsucht nach einem großen Glück in seinem Herzen. Aber diese Sehnsucht war keine bloße Schwärmerie von ihm; sie war der unumstößliche Glaube an ein Glück, das ihn einst sicher erreichen würde. Er glaubte daran, wie er an den Tod glaubte.

Der Tod ist eine Tatsache, sprach er oft zu sich, welcher wir nicht ausweichen können. Jede Sekunde bringt uns einen Schritt näher an unsere Grube und keiner weiß, wann seine Stunde kommt.

Also ist es auch mit dem Glück im Leben. Jede Stunde kann es eintreffen, wir wissen nur nicht wann! Aber daß es einst kommen muß, einst kommen wird, ist nur Gewißheit. Wer es hat, muß freilich fürchten, es zu verlieren, aber wer es nicht hat, kann hoffen, es einst zu erlangen. Und so ist das Glück unerbittlich wie der Tod, und über jeden kommt es einmal, ob früher oder später, gewollt oder nicht!

Diese Philosophie unseres Stadtschreibers wäre so unübel nicht gewesen, wenn er sich unter Glück einen inneren harmonischen Zustand vorgestellt hätte, ein Glückseligkeit des Herzens. Aber Matthias Kohnmüller war Materialist und das erträumte Glück war ihm gleichbedeutend mit Reichtum.

Und so spielte er denn in einer Geldlotterie und wartete auf das große Los. Wir müssen wirklich sagen: Er hatte eine Eiselgeduld! Nicht einmal mit den Wimpern suchte er, wenn ein Treffer, ohne ihn mit goldenem Regen zu überschütten, hart neben ihm eingeschlagen hatte. Ja, er war ein tapferer Soldat des Lebens, der Stadtschreiber und Hungerleider Matthias Kohnmüller.

Als er in die Jahre kam, in denen sich auch der eingeleistete Junggeselle nach einem eigenen Heim und einer Frau sehnt, ging er auf die Brautschau. Auf dem Tanzboden traf er ein hübsches, dralles Ding, nicht zu jung und nicht zu alt, und es war ihm, als bliese ein frischer Märzwind allen Altstaub von seinem Scheiberherzen. Matthias Kohnmüller wurde noch einmal jung! O, jetzt noch das große Glück, das mich mit Reichtum segnet und der Himmel auf Erden ist mein!

Aber das Glück war unerbittlich und Matthias gedachte seines Wahlspruches! „Nur ausharren, einmal kommt er doch, muß es kommen!“ Und Matthias Kohnmüller verlobte sich in der Hoffnung, über Nacht ein reicher Mann zu werden! Seine Braut hatte so wenig wie er, wenn sie aber in ihn drang, den Tag der Hochzeit festzusetzen, sprach Matthias:

„Das Glück ist noch nicht gekommen, laß uns hoffen und warten!“ Das ging so etliche Jahre, aber das große Los kam nicht.

Da machte die Braut die Verlobung rückgängig, heiratete einen Gemüsehändler und sprach: „Lieber einen Sperling in der Hand als eine Taube auf dem Dache!“

Nun war Matthias Kohnmüller wieder allein, aber er gab nicht auf, zu hoffen und zu warten. Er war ein alter Knabe geworden, der keinen Pfennig auf die Seite gebracht hatte, die Lotterie verschlang das wenige Geld, das er sich am Munde absparen konnte. Er spielte in drei bis vier Lotterien gleichzeitig, mit immer größerer Leidenschaft. Aber er war nicht mehr so tapfer und kaltblütig wie früher. Mit bebenden Lippen und flimmernden Augen las er die Nummern der Ziehungslisten! Oft entschlüpfte ihm ein jubelnder, halbgebrochener Schrei — aber seine Augen, die anfangen, schwach zu werden, hatten ihn getäuscht — er hatte eine Niete gezogen! Die ständige Spannung, in welcher er lebte, zehrte an ihm wie schleichendes Fieber.

Sein Schreiberposten wurde ihm schwerer und schwerer. Eines Tages schrieb er in ein Buch, in welches er Eintragungen machen sollte, eine Reihe von Zahlen, immer eine hinter der anderen. Er tat es, ohne es zu wollen oder zu wissen. Eintausenddreihundertzweiundsechzig! Wie war er auf diese Zahl gekommen, was wollte diese Zahl von ihm! Sie drängte sich ihm auf wie eine Dirne! Sie stand an allen Türen, auf dem Fußboden und an den Fensterscheiben, ja selbst auf seiner Brille schien sie sich festgesetzt zu haben. Eintausenddreihundertzweiundsechzig grinsten ihm aus allen Winkeln entgegen!

Für seinen Beruf war er nicht mehr zu brauchen. Er konnte keine zwei Zahlen abschreiben, ohne daß ihm Eintausenddreihundertzweiundsechzig dazwischen geflossen wäre!

Und nun bekam er das Gnadenbrot! Hatte er vorher schon gefastet, so mußte er jetzt hungern.

Langsam ergab er sich dem Branntwein. Eintausenddreihundertzweiundsechzig ging mit ihm, peitschte ihn durch die Stadt. Uebermächtig war diese Zahl. Sie jagte ihn nachts aus dem Schlummer und schläfernte ihn ein bei Tage.

Wollte der Tod vor dem Glück kommen? Er fühlte sein Nahen, den Druck seiner kalten Hand. Wenn er die Augen schloß, sah er einen großen schwarzen Sarg vorüber schwanzen, welcher in goldenen Ziffern die Zahl Eintausenddreihundertzweiundsechzig trug. Sie wird mir nicht einmal Ruhe im Jenseits lassen, murmelte er dann. Diese Zahl macht mich noch wahnsinnig.

Aber eines Tages kam das Glück doch. Nicht im feurigen goldenen Wagen, wie er es sich vorgestellt hatte, sondern ruhig und gemächlich, als hätte es Zeit, kam es des Weges getrottelt. In einer Schenke hatte ihm ein Tischnachbar zufällig ein Los einer Pferdelerterie angeboten. Es trug die Nummer Eintausenddreihundertzweiundsechzig.

Als er die Nummer las, war es ihm, als hätte er das große Los schon in der Tasche. Eine seltsame Ruhe kam über ihn. Aber noch etwas anderes war ihm zur unumstößlichen Gewißheit geworden. Das war der erste Teil seiner Lebensphilosophie, die da besagte, daß alle Menschen sterben müssen, alle, ohne Ausnahme, und daß alles einst Erfüllung wird, ob wir es herbeisehnen oder in den tiefsten Abgrund verwiinschen.

Matthias schlief wieder die Nächte hindurch wie als Knabe. Er hatte es ja gewußt, das Glück würde kommen, unabänderlich und unaufhaltbar, so wie der Tod, welchen er nahen fühlte.

Plötzlich aber, mitten in der Nacht, am Tage vor der Entscheidung, fuhr er auf! Ein teuflischer Gedanke hatte ihn gepackt, hatte von seinem ganzen Wesen Besitz ergriffen!

Das Glück hatte ihn betrogen, er wollte es wieder betrügen! Was nützt mir kurz vor meinem Tode all der Reichtum, welchen ich in der Fülle der Jahre umsonst ersehnte, sprach er zu sich. Ich, der ich mein Leben lang mit Pfenningen geizen mußte, soll in den wenigen Stunden, welche mir noch bleiben, Hunderte und Tausende auf die Straße werfen! Unerbittliches Glück! Da ich dich ersehnte, kamst du nicht, jetzt, da ich alt und müde geworden bin, willst du mich foppen. Ich weiß einen See, der ist tief genug, mich vor dir auf immer zu bergen.

O du Glück, das wie eine schleimige Schnecke kriecht, um mit ihren klebrigen Fühlern mein totstarres Antlitz zu berühren! Ich werde dir entinnen! Er wollte sich aufraffen, hinausstürmen in die Nacht, irgenwo hin, um das Glück zu fliehen, das sich nun an seine Fersen gehettet hatte. Aber seine Füße versagten ihm den Dienst! Die Decke seines Zimmers öffnete sich und ein schwerer goldklirrender Regen fiel auf ihn herab, ihn wie unter einem dicken Teppich erstickend.

Der Tod hatte ihm den Gang zum Kanal eripart, er war gekommen und hatte seine dunklen Fittiche über ihn gebreitet.

Schwarz und schweigend war er aus dem Winkel getreten und hatte sich des armen alten Matthias erbarmt, den das Glück so furchtbar genarrt hatte.

Einige Tage darauf ging durch die Zeitungen folgende kurze Notiz:

„Wie wir erfahren, ist bei der März-Verlosung der F.ichen Pferdelerterie das große Los von 150 000 Mk. gezogen worden. Der glückliche oder besser gesagt der unglückliche Gewinner ist der in der Nacht vor der Ziehung plötzlich verstorbenen 68jährige Stadtschreiber a. D. Matthias Kohnmüller, welcher bei kleiner Pension in äußerster Elende lebte. Sein Testament enthält den sonderbaren Wunsch, man möge ihm die Losnummer 1362 mit goldenen Zahlen auf seinen Sarg schreiben. Die Vorahnung, daß diese Nummer das große Los sein würde, muß bei ihm zur Gewißheit geworden sein und war vielleicht auch die Ursache seines so plötzlichen Todes.“

Armer Matthias, fügen wir hinzu, möge dich die Nummer 1362 im Jenseits in Frieden lassen.